

**Simon Ebert, Wilhelm Sollmann. Sozialist – Demokrat – Weltbürger (1881–1951) (Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 97), Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 2014, 605 S., brosch., 58,00 €.**

Simon Ebert verfolgt in seiner Bonner Dissertation das Ziel, die Person des weithin vergessenen sozialdemokratischen Politikers Wilhelm Sollmann „einer kritischen Würdigung zu unterziehen, sie in die Geschichte zurückzuholen“, sei es doch, so Eberts kluge Beobachtung, „in der Regel so, dass Personen, die nicht wegen ihrer Ämter, sondern wegen ihrer politischen Ideen von Bedeutung waren, schneller in Vergessenheit geraten“ (S. 10). Simon Ebert hat diese Aufgabe in seiner umfassenden politischen und insbesondere das politische Denken Wilhelm Sollmanns analysierenden Biografie insgesamt vorzüglich bewältigt. Methodisch konventionell, doch immer auf der Höhe der einschlägigen Forschung, arbeitet Ebert die Stationen von Sollmanns politischem Leben, Denken und Wirken im Wesentlichen der Chronologie folgend ab und zeichnet dabei das Bild eines eher in der zweiten Reihe der Parteiprominenz zu verortenden Sozialdemokraten, der einerseits stets die Parteidisziplin hochhielt und sich ihr zu fügen geneigt war und der andererseits doch „in der Partei eine Außenseiterposition einnahm“ (S. 469), der, so Eberts leitmotivische Interpretation, in der Weimarer Sozialdemokratie ein Individualist und ein „Querdenker“ gewesen sei (S. 9, 489 und 563).

In einem kleinbürgerlichen Milieu im ländlich-kleinstädtischen thüringisch-coburgischen Raum geboren und aufgewachsen, zog der spätere Protagonist der rheinischen Sozialdemokratie erst als 16-Jähriger mit seiner Familie nach Köln, wo Sollmann nach dem Abbruch der Schullaufbahn aus finanziellen Gründen eine Ausbildung als Handlungsgehilfe absolvierte und einige Zeit auch als Kaufmann arbeitete – eine insgesamt nicht untypische Herkunft für Spitzenkräfte des Weimarer Politikbetriebes und insbesondere der Sozialdemokratie. Weniger üblich für einen künftigen SPD-Politiker waren seine bis zum 1908 erfolgten Austritt aus der evangelischen Kirche recht intensiven religiösen Neigungen, aus denen eine lebenslange „Wertschätzung der Religion“ resultierte (S. 27), und seine mit lebensreformerschen Motiven verbundene strikte Alkoholabstinenz: Sollmann blieb stets ein wenn auch toleranter Anhänger und Aktivist der Arbeiter-Abstinenzler-Bewegung. Die Anfänge seiner politischen Karriere – Sollmann trat im Alter von 25 Jahren der SPD bei – waren indes mit seinem Engagement in der sozialistischen Jugendbewegung und in der Kölner Lokalpolitik sowie vor allem mit seinem Wirken als Parteijournalist bei der traditionsreichen „Rheinischen Zeitung“ verbunden: Auch dieses stellte wiederum für Männer von Sollmanns Profil ein typisches Mittel zum Aufstieg in der Parteihierarchie dar, das ihm rasch zu überregionaler Bekanntheit und noch vor dem Ersten Weltkrieg zu einer ersten, freilich noch vergeblichen Kandidatur für ein Reichstagsmandat verhalf.

Der Weltkrieg nötigte Sollmann, der inzwischen eine führende Position im Vorstand der Kölner SPD innehatte, zu allgemeinpolitischen Stellungnahmen, die seine alsbaldige und dann dauerhafte Verortung auf dem reformistischen, staatstragenden, ja mitunter auf dem „rechten“, auch betont national auftretenden Flügel der deutschen Sozialdemokratie zur Folge hatten. Sollmann betonte, nicht zuletzt als Redakteur der „Rheinischen Zeitung“, in der Ende Juli 1914 „die furchtbare Gefahr der russischen Barbarei“ beschworen wurde (S. 87), die Pflicht zur Landesverteidigung, und ließ zumindest 1914/15 keinerlei Distanz zur deutschen Kriegführung oder etwa zum Verhalten der deutschen Truppen im besetzten Belgien erkennen, während seine Zeitung gegen die „Scheindemokratien Frankreich und England“ publizistisch zu Felde zog (S. 93): Ebert protokolliert das alles getreulich, verfolgt diese Attitüden aber nicht weiter, obwohl der Leser gerne mehr darüber erfahren würde, und geht unversehens und ohne weiterreichende Interpretation zu Sollmanns Rolle in der Kölner Kommunalpolitik während des Ersten Weltkriegs über, aus der nicht zuletzt eine anhaltende Kooperation mit und Wertschätzung für Konrad Adenauer resultierte. Jedenfalls agierte Sollmann als einer „der maßgeblichen Verfechter der Burgfriedenspolitik in Köln“ (S. 94).

Interessanter gestaltet sich die Darstellung von Sollmanns Verhalten anlässlich der Novemberrevolution in Köln. Simon Ebert macht deutlich, dass Sollmann, inzwischen auch Mitglied der Stadtverordnetenversammlung, einen gewaltsamen Umsturz ablehnte, in erster Linie auf die Aufrechterhaltung von Ruhe und geordneten Zuständen in Zusammenarbeit mit den Kräften des Bürgertums bedacht war und die Revolution generell skeptisch beurteilte, ja für schädlich erachtete. Sollmann wandte sich gegen jegliche Einflussnahme der Arbeiter- und Soldatenräte – für ihn zumindest in Köln ohnehin eine Versammlung von linken Berufsrevolutionären, in der weder Arbeiter noch Soldaten vertreten waren – auf die politischen Entscheidungen und erst recht und mit Entschiedenheit gegen eine Diktatur des Proletariats. Stattdessen plädierte er für den Primat einer Neuordnung durch eine aus allgemeinen Wahlen hervorgehende Nationalversammlung und mochte sich Schritte auf dem Weg zum Sozialismus nur durch die Mittel der Demokratie vorstellen. Diese Perspektive macht deutlich, dass aus der Sicht von reformistischen Sozialdemokraten wie Wilhelm Sollmann die Alternative von revolutionären ad-hoc-Maßnahmen zur Neuordnung von Wirtschaft und Gesellschaft schlicht nicht bestand und insofern von einer Phase verpasster Gelegenheiten keine Rede sein kann – ein wichtiger Befund, den Ebert allerdings ohne Not gleich wieder relativiert in dem Bestreben, nicht aus dem Konsens der Forschung auszuberechnen (S. 156).

Damit ist ein strukturelles Problem von Eberts Arbeit angesprochen, das insbesondere seine Darstellung von Sollmanns Tätigkeit in der Weimarer Republik durchzieht: Nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, dass es an sprechenden persönlichen Quellen zu Sollmann aus den Jahren 1919 bis 1933 mangelt – ein Umstand, der auf viele sozialdemokratische Politiker dieses Zeitraums zutrifft und der auf der Ebene der Parteiführung durch das Fehlen von Protokollen aus der Reichstagsfraktion noch verschärft wird –, sucht Ebert aus der Not eine Tugend zu machen, indem er seine Darstellung durch den Abgleich mit Informationen aus allgemeinen Werken zur Geschichte der Weimarer Republik gleichsam aufbläht. Das wird lästig, wenn etwa sämtliche Reichstagswahlergebnisse ausführlich referiert werden, was nicht Sinn einer Biografie sein kann, und es bleibt auch nicht ohne eine Reihe von Fehlern – so wird bei der ebenso überflüssigen Repetition der Bestimmungen des Friedensvertrags von Versailles dem Reich etwa „eine Marine von 150.000 Mann“ zugestanden, von der Erklärung „der alleinigen Kriegsschuld Deutschlands“ gesprochen oder davon, „ein 50 km breiter Streifen westlich des Rheins“ habe entmilitarisiert bleiben müssen (S. 205f. mit Anm. 195); an anderer Stelle wird Wolfgang Kapp als „Vorstandsmitglied der DVP“ vorgestellt (S. 185). Die Orientierung an einem vorgeblichen Konsens der Forschung wird dann fragwürdig, wenn die von Ebert gewonnenen Erkenntnisse dem offenkundig widersprechen und Ebert seinen Protagonisten nicht ernst nimmt: So war Sollmann eindeutig Anhänger einer „großdeutschen sozialistischen Republik“ (so im November 1918, S. 139), „nur der großdeutsche demokratisch-sozialistische Einheitsstaat“ könne Gewähr dafür bieten, „daß das deutsche Volk in seiner kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung zur höchsten Stufe emporgehoben werden kann“ (Dezember 1918, S. 167f.). Statt aber diesen Sachverhalt zur Kenntnis zu nehmen und ihn in angemessener Weise in Sollmanns politisches Konzept und in den historischen Kontext einzuordnen, bestreitet Ebert einfach die Relevanz solcher wiederholt vorgebrachter Bekundungen, indem er sich auf Susanne Miller und Heinrich August Winkler zurückzieht und mit ihnen von einem „rein deklamatorischen Charakter“ solcher Forderungen und von „verbale[r] Kraftmeierei“ spricht, weil, so Ebert mit den Worten Winklers, „die Sozialdemokratie außenpolitisch friedfertig war und daher die großdeutschen Forderungen nicht realistisch waren“ (S. 168 Anm. 41 und S. 340f.). Selbst wenn es so gewesen wäre: Was sagt das über Sollmann aus?

Sollmanns politisches Wirken in der Weimarer Republik umfasste die Mitarbeit in der verfassunggebenden Nationalversammlung – hier gehörte Sollmann zu den frühzeitigen Befürwortern einer Unterzeichnung des Friedensvertrags – sowie die daran anschließende Abgeordnetentätigkeit im Reichstag bis 1933, die Führung der Kölner Parteiorganisation und die Befassung mit lokalpolitischen Themen – den Sitz in der Stadtverordnetenversammlung gab Sollmann allerdings 1924 auf –, sowie die fortdauernde journalistische Arbeit, nunmehr als Chefredakteur der „Rheinischen Zeitung“; Ebert schildert ausführlich Sollmanns Bemühungen und relative Erfolge um die Modernisierung der sozialdemokratischen Parteipresse. Den äußeren Höhepunkt von Sollmanns politischer Karriere bildete seine rund dreimonatige Übernahme des Reichsministeriums des Innern unter dem Reichskanzler Stresemann in einer Phase kumulierender Krisen im Herbst 1923: Sollmann setzte sich in diesem Amt für die aktive Verteidigung der Republik gegen staatsfeindliche Bedrohungen rechter wie linker Provenienz ein und

befürwortete in diesem Zusammenhang selbst diktatorische Maßnahmen von vorübergehender Dauer. Mit seiner Forderung eines massiven Vorgehens gegen den bayerisch-reaktionären Separatismus konnte er sich im Kabinett allerdings nicht durchsetzen. Ernüchtert und ohne Bedauern schied Sollmann schließlich mit den Vertretern seiner Partei aus der Regierung aus. Ebert gelangt zu dem plausiblen Schluss, dass Sollmann für die Tätigkeit als Minister und die damit verbundene Einbindung in bürokratische Abläufe und in die Kabinettsdisziplin letztlich von seiner Persönlichkeit her nicht geeignet war; in seinem Regierungsamt habe Sollmann gereizt und überfordert gewirkt (S. 267f.).

In den frühen 1930er-Jahren trat Sollmann als engagierter Kämpfer gegen die nationalsozialistische Gefahr hervor und scheute in seiner Gegenagitatio nicht das Mittel nationalistisch aufgeladener Konkurrenzdemagogie. Nach der Machtübernahme der NSDAP fiel er deshalb einem nationalsozialistischen Terrorkommando zum Opfer, das ihn brutal verprügelte und folterte und sein Haus verwüstete. Sollmann zog die einzig verbliebene Konsequenz und flüchtete ins Saarland und nach Luxemburg, bis er schließlich Anfang 1937 in die USA gelangte. Mit der Phase des Exils seit 1933, für die anders als für die Weimarer Zeit ein reichhaltiger Nachlass mit ausführlicher Korrespondenz und zahlreichen Manuskripten vorliegt, gewinnt Eberts Darstellung noch einmal an Schwung, Intensität und Unmittelbarkeit. Ebert schildert eindringlich die seelischen und materiellen Belastungen, die das Exil für Sollmann, seine Frau und seine Tochter mit sich brachte, die politischen Querelen in den diversen Organisationen und Grüppchen der sozialdemokratischen Emigration, aber auch die Begeisterung, die Sollmann schließlich den Vereinigten Staaten entgegenbrachte, die für ihn vom Gast- zum neuen Heimatland werden sollten: Im Juni 1943 wurde er, seit Jahren als Vortragsreisender zur Aufklärung der amerikanischen Öffentlichkeit über die Vorgänge in Europa sowie als Dozent an einem Quäker-College tätig, als US-Staatsbürger naturalisiert. Sollmanns im Exil erarbeitete Vorstellungen und Konzeptionen für die internationale Friedensordnung und ein Deutschland nach Hitler analysiert Ebert ausführlich und bis in die Auswahl der Zitate hinein in engster Anlehnung an die entsprechende Arbeit des Rezensenten.<sup>1</sup> Schließlich wirft Ebert einen instruktiven Blick auf Sollmanns Besuche in Deutschland in den Jahren 1948, 1949 und 1950, die neben der allgemeinen Erkundung der Lage sowie Vorträgen und Gastdozenturen vor allem dem Bemühen dienten, zivilgesellschaftliche und bürgerrechtliche Strukturen nach US-amerikanischem Vorbild zu schaffen: Freilich überwiegen in Sollmanns Zeugnissen Enttäuschung und Skepsis angesichts der Beharrungskräfte in der deutschen Gesellschaft, die sich überwiegend eher an den unseligen Zeiten der Vergangenheit zu orientieren schien.

Ebert scheut sich nicht, in seinen Analysen von Wilhelm Sollmanns politischem Denken, die letztlich den inhaltlichen Kern seiner Arbeit bilden, irritierende Befunde an den Tag zu legen und zu diskutieren: insbesondere Sollmanns Orientierung am Nationalen – was mag gemeint sein, wenn Ebert seinem Protagonisten zugesteht, er habe „ein gesundes Nationalgefühl als Voraussetzung einer republikanischen Staatsgesinnung“ angesehen (S. 196)? –, ohne dabei dauerhaft in Nationalismus abzugleiten; seine in den 1930er-Jahren vollzogene Annäherung an den Gedanken eines „Volkssozialismus“ wie überhaupt seine Affinität zur „Volksgemeinschaft“, Tendenzen, die ihn im Exil auch in die Nähe zu Gestalten wie seinem einstigen SPD-Parteigenossen Otto Strasser führten; Hinweise auf antisemitische Untertöne im Sprach- und Gedankengut eines sozialdemokratischen Philosemiten, die einmal eigens in größerem Zusammenhang erörtert werden müssten.

Doch im Kern und als eigentliches Vermächtnis dieses sozialdemokratischen Politikers, der 1931 Ausichten hatte, als Nachfolger Hermann Müllers zum Parteivorsitzenden gewählt zu werden, angesichts der vermeintlichen Chancenlosigkeit gegenüber den im Parteiapparat verankerten Kräften des sozialdemokratischen Establishments aber vorzeitig resignierte, vermittelt Eberts Arbeit einen Einblick in das politische Denken eines nahezu prototypischen reformistischen Sozialdemokraten. Sollmann ließ nie einen Zweifel daran, dass er die freiheitliche Demokratie als das höchste Gut und Ziel allen politischen Handelns betrachtete. Spezifisch sozialistische Ziele, die er mitunter im einschlägigen Jargon formulierte, waren für ihn demgegenüber nachrangig. Die Sozialdemokratie sollte die Staatsmacht ausschließlich auf dem Wege der Demokratie anstreben; das bolschewistische Modell und jegliche Vorstellung einer Diktatur des Proletariats waren Sollmann zuwider, was ihn auch im Exil vor den vermeintlichen

---

<sup>1</sup>Rainer Behring, Demokratische Außenpolitik für Deutschland. Die außenpolitischen Vorstellungen deutscher Sozialdemokraten im Exil 1933–1945, Düsseldorf 1999.

Verlockungen einer Volksfront bewahrte, die für ihn lediglich ein Vehikel der KPD auf ihrem Weg in ein Sowjetdeutschland darstellte. Stattdessen forderte Sollmann die Schaffung einer linken Volkspartei, die sich vom Marxismus lösen und sich insbesondere für Anhänger aus dem christlichen Milieu sowie aus dem alten und neuen Mittelstand öffnen sollte – Ebert sieht hier zurecht einen Vorläufer der Schöpfer des Godesberger Programms der SPD –, und er befürwortete die Kooperation mit den demokratischen Parteien des Bürgertums. Konkret hieß das, dass Sollmann in der Weimarer Republik trotz mancher Enttäuschung zu denjenigen führenden Sozialdemokraten zählte, die die Aufgabe ihrer Partei in der Mitarbeit an Koalitionsregierungen und in der regelmäßigen Übernahme von Regierungsverantwortung sahen. Er agierte im Sinne einer militanten Demokratie, die notfalls auch zur Anwendung von staatlich organisierter Gewalt nach innen und außen bereit sein müsse. Tatsächlich war dieser politische Denker seiner Zeit und auch vielen seiner Parteigenossen in manchem vorausgeeilt. Es ist das Verdienst von Eberts Arbeit, dies nachdrücklich und ebenso fundiert wie detailliert in Erinnerung zu rufen.

In seiner Einleitung beklagt Ebert, „der Privatmensch Sollmann“ bleibe „in den Quellen insgesamt blass“ (S. 18). Tatsächlich geben Sollmanns Briefe in dieser Hinsicht mehr preis, als Ebert zu erkennen gibt. Vor allem von Sollmanns selbstironisch gefärbtem, mitunter skurrile Züge tragendem Humor finden sich einige Spuren. Zwei Kostproben seien abschließend zitiert: „Übrigens unterschätzt Du mich wieder mal, wenn Du glaubst, ich sei für nächtliche Alkohologien nicht zu brauchen? Die habe ich alle schon bis in frühe Morgenstunden mitgemacht, allerdings nur als Wassertrinker, bis dann schließlich die Verständigung zwischen mir und den anderen aufhörte (sie aber auch unter sich nur noch grunzten)“ (an Max Sievers, 26. August 1936); „Ich wohne in einem Hause gegenüber d. h. ich habe ein kleines Apartment und bin zufrieden damit, sehr zufrieden. Je älter man wird, umso weniger braucht man, bis man schließlich in einem Sarg oder gar nur in einer Urne sich einrichtet“ (an Heinz Kühn, 7. Oktober 1945). Wilhelm Sollmann starb infolge einer Krebserkrankung am 6. Januar 1951.

*Rainer Behring, Köln*

#### **Zitierempfehlung:**

Rainer Behring: Rezension von: Simon Ebert, Wilhelm Sollmann. Sozialist – Demokrat – Weltbürger (1881–1951) (Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 97), Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 2014, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 57, 2017, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81788>> [29.11.2016].